

Weidetiere sind eine Chance für die Natur

Sie grasen in Naturschutzgebieten oder knabbern im Wald an Zweigen und Rinde: Ziegen, Rinder, Büffel, Schweine oder Schafe. Es gibt gute Gründe, diese Praxis gezielt auszubauen – nicht nur im diesjährigen «UNO-Jahr der Weidelandschaften und des Hirtentums».

RICO KESSLER, Redaktor Pro Natura Magazin



Es sieht aus wie ein Bild aus einer anderen, lange zurückliegenden Zeit: Ruhig stehen die beiden zottigen Rinder mit ihren weit ausladenden Hörnern im Wasser des Flusses. Weiden säumen das Ufer. Kiesbänke zeugen vom letzten Hochwasser, Schwalben zischen über die Wasseroberfläche. Doch die im Hintergrund sichtbare Brücke verrät: Wir sind im Hier und Jetzt, nämlich im Pro Natura Schutzgebiet Limmatspitz im Kanton Aargau. Am Zusammenfluss von Aare und Limmat konnte Pro Natura vor über 20 Jahren Land erwerben und die Flusslandschaft wiederbeleben. Schottische Hochlandrinder übernehmen wichtige Pflegeaufgaben. Sie sorgen für ein Mosaik aus beweideten und blühenden Flächen, schaffen offene Bodenstellen und tun sich an schnell wachsenden Büschen gütlich.

Artenvielfalt durch Frass, Tritt und Verbiss

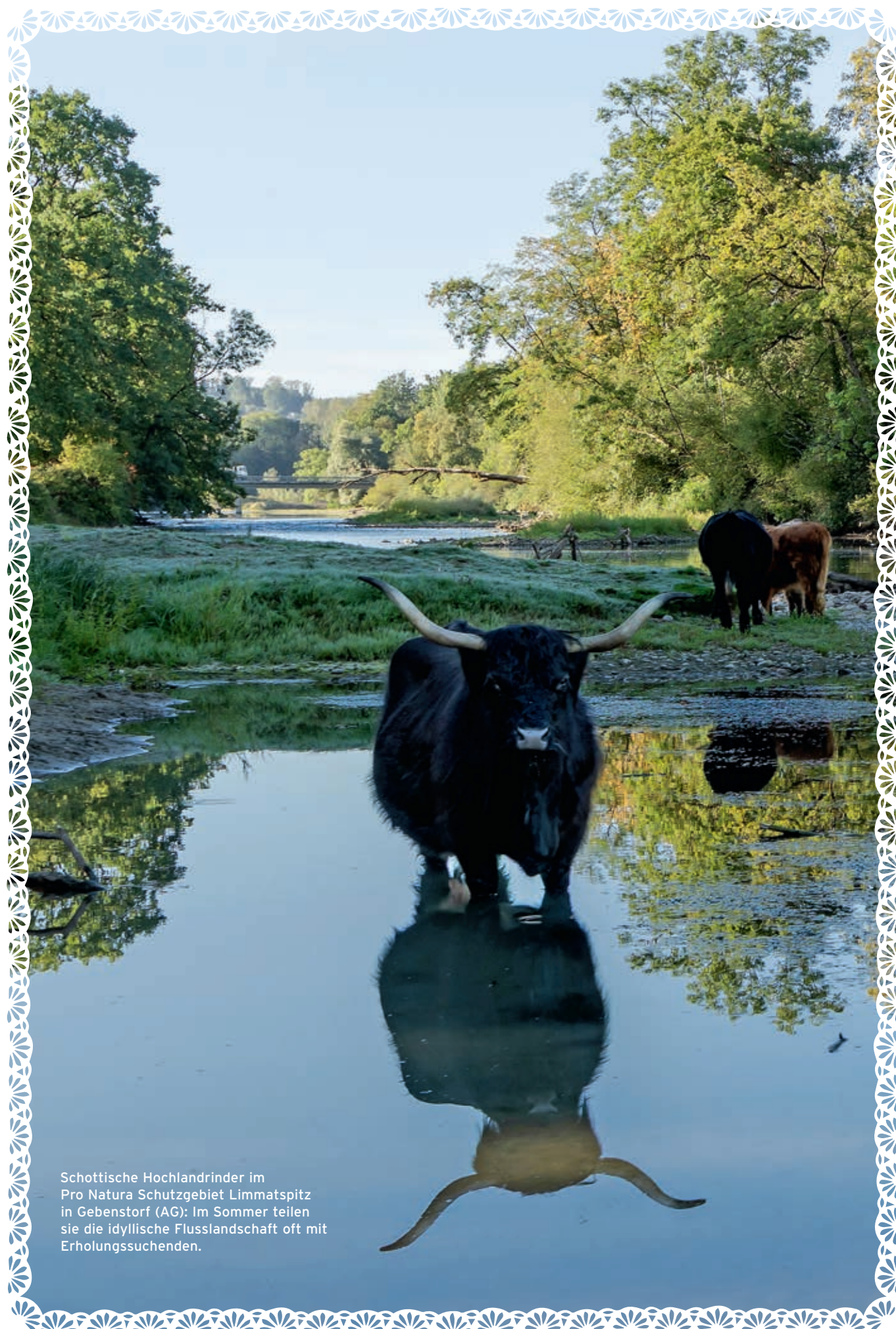
Landschaft ist keine feste Grösse. Sie verändert sich laufend. Seit 8000 Jahren ist es der Mensch, der in unseren Breitengraden zum bestimmenden Faktor für die Entwicklung von Landschaft und Natur wurde. Stets an der Seite des rodenden, pflügenden Menschen: sein Weidevieh, das die Landschaft prägte. Die ungedüngten, von vielen Kleinstrukturen geprägten Weiden und die ebenfalls beweideten, lichten Wälder beherbergten eine grosse Artenvielfalt.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts erreichte diese Entwicklung ihren Höhepunkt – und stiess aufgrund der ausgedehnten Waldrodungen und der flächendeckenden Beweidung des Waldes an ökologische Grenzen. Strenge Forstgesetze geboten Einhaltung. Sie schützten den Wald in seiner Fläche und Verteilung und verboten die Waldweide. Ironie der Geschichte: Es war der Aufstieg der fossilen Energieträger, der den grössten Nutzungsdruck vom Wald wegnahm. Die Modernisierung der Landwirtschaft, der Übergang zur winterlichen, teilweise ganzjährigen Stallhaltung und die Aufhebung der ausgedehnten Gemeinschaftsweiden (Allmenden) beendeten das Zeitalter der grossflächigen, teilweise ganzjährigen Weidehaltung in der Schweiz.

Weide ist nicht gleich Weide

Mit den sich erholenden Wäldern kehrten zuerst tierische Pflanzenfresser wie Reh, Gämse, Rothirsch und Steinbock zurück. Sie alle waren ganz oder nahezu ausgerottet gewesen. Ihnen folgten später ihre natürlichen Begleiter Luchs und Wolf. Die Kehrseite der Entwicklung: Die Weidelandschaften mit ihrem fließenden Übergang von Offenland zu Wald, ihren vielen Nischen und dem grossen Artenreichtum schrumpften bis auf kleine Reste.

Zwar gehören Viehweiden auch heute noch zum vertrauten Landschaftsbild der Schweiz. Diese sind aber in der Regel so



Schottische Hochlandrinder im Pro Natura Schutzgebiet Limmatspitz in Gebenstorf (AG): Im Sommer teilen sie die idyllische Flusslandschaft oft mit Erholungssuchenden.

Flurin Rutschmann/creaNatira

Je unterschiedlicher und robuster die Weidetiere und je grösser die Weideflächen, desto höher das Potenzial für die Natur.

intensiv bewirtschaftet und so arm an Strukturen, dass keine hohe Biodiversität entstehen kann. Im Naturschutz hatte die Beweidung deshalb lange ein eher schlechtes Image. Als optimale Pflegeform zur Erhaltung artenreicher Pflanzenbestände oder zur Offenhaltung von Feuchtgebieten galten die gezielte Mahd und die mechanische Gehölzpflege. Ausgeklügelte Pflegepläne standen höher im Kurs als die weniger steuerbare Beweidung. Inzwischen zeigt sich: Differenzierte Beweidung ist eine sehr wirkungsvolle und nachhaltige Massnahme zur Naturförderung und zur Pflege von Schutzgebieten. Gezielte Beweidung schafft ein vielfältigeres Mosaik an Strukturen und Lebensräumen als jede technische Pflege. Dabei gilt: Je unterschiedlicher und robuster die Weidetiere und je grösser die Weideflächen, desto höher das Potenzial für die Natur. Als Königsklasse gelten grossflächige «Wilde Weiden», wo

ganzjährig ein sehr niedriger Bestand an Pflanzenfressern mit unterschiedlichem Fressverhalten lebt.

Ist das noch «echte Natur»?

Weideflächen in Naturschutzgebieten und im Wald, domestizierte Pflanzenfresser, Hochlandrinder und Wasserbüffel: Was hat das noch mit ursprünglicher Natur zu tun? Die Antwort lautet: Vielleicht viel mehr, als wir meinen. Die sogenannte Megaherbivorentheorie geht davon aus, dass die europäischen Landschaften einst keineswegs überall ein geschlossener Urwald waren. Vielmehr haben grosse Pflanzenfresser (Megaherbivoren) wie Auerochsen, Wisente, Elche, Hirsche und Wildpferde in weiten Gebieten für eine halboffene, parkartige Landschaft gesorgt.

Als diese grossen wilden Pflanzenfresser durch den Menschen und sein Vieh verdrängt wurden, entstand also keine komplett «neue» Landschaft anstelle eines Urwaldes. Das Weidevieh übernahm und intensivierte lediglich die ökologische Rolle der wilden Pflanzenfresser. Das ist auch der Grund, weshalb so viele einheimische Tier- und Pflanzenarten sich in Weidelandschaften wohlfühlen.

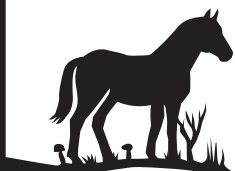
Weidetypen im Überblick



Extensive Weide: Landwirtschaftlich orientierte Weide, die durch Düngungsverzicht und aufgrund ihrer Lage, Exposition und Strukturvielfalt besonders artenreich ist. Wirtschaftlich interessant durch vertraglich gesicherte Abgeltungen.



Naturschutzweide: Zielgerichtete, meist saisonale Beweidung von Schutzgebieten, auch von Waldflächen, mit Weidetieren. In der Schweiz bisher meist auf kleinen Flächen von jeweils einigen Hektaren.



Wilde Weide: Grosse, mit kleinem Besatz von unterschiedlichen Weidetieren bestossene Flächen. Zielgrösse ab 25 Hektaren aufwärts, Beweidung ganzjährig mit dem Ziel grösstmöglicher Biodiversität.



Rewilding: Sehr grosse Gebiete, die ganzjährig domestizierten Weidetieren oder grasfressenden Wildtieren überlassen werden. Ziel «Wildnis», inklusive eigenständiger Bestandesentwicklung der Weidetiere.

Soweit die Theorie, die kontrovers diskutiert wird. Wie die Landschaft vor Tausenden von Jahren wirklich aussah, werden wir nie genau wissen. Vielleicht ist das auch nicht so wichtig. Was zählt: Durch den gezielten Einsatz unterschiedlicher Arten von Weidevieh kann die Biodiversität entscheidend gefördert werden. Das zeigen die Erfolgskontrollen im Feld. Pro Natura setzt deshalb in einer ganzen Reihe von Schutzgebieten längst (auch) auf Beweidung und hat daneben Pionierarbeit im Bereich neuer Waldweiden geleistet. Beweidung ist dabei weder Selbstzweck noch ersetzt sie überall die mechanische Pflege durch Mahd oder Holzschlag. Vielfalt heisst das Zauberwort, auch bei den Methoden der Naturförderung und der Schutzgebietspflege. Gezielte Beweidung hat in der Schweiz ein grosses Naturschutz-Potenzial, das erst teilweise ausgeschöpft wird. Ein willkommener Nebeneffekt der Weideprojekte sind vertrauensvolle Partnerschaften zwischen Behörden, Naturschutzorganisationen und Landwirtschaftsbetrieben.



www.pronatura.ch/de/wiesen-und-weiden

Neue Waldweiden: grosse Zurückhaltung

Die Beweidung von Wald gilt in der Schweiz als «nachteilige Nutzung» des Waldes. Sie ist verboten, wobei traditionelle Weidwälder, bestockte Weiden (Wytweiden) und Kastanienselven nach Gesetz zur Waldfläche gehören. Alle übrigen Waldflächen dürfen nur beweidet werden, wenn dafür eine kantonale Ausnahmebewilligung vorliegt. In der Praxis geschieht das heute ausschliesslich zur gezielten Artenförderung. Eine Umfrage der Arbeitsgemeinschaft für den Wald AfW zeigte 2026, dass Bewilligungen für neue Waldweiden nur sehr zurückhaltend, in manchen Kantonen gar nicht, erteilt werden. Im Pionierkanton Aargau umfassen die 34 neuen Waldweiden aktuell 60 Hektaren Wald. Zum Vergleich: Allein im Kanton Jura unterstehen 4300 Hektaren traditionelle Waldweiden dem Waldgesetz. Diese traditionellen Waldweiden weisen zwar teilweise ebenfalls hohe Naturwerte auf, sind aber nicht primär auf Naturförderung ausgerichtet.



ETH-Bibliothek, Zürich

Verbissene Fichten zeugen um 1900 von intensiver Waldbeweidung im Val Medel (GR).

«Wir sind immer noch am Herumprobieren»

In den Mooren von Ardon und Chamoson hält Pro Natura Wallis Schottische Hochlandrinder, Ziegen, Schafe und Wollschweine, die auf den acht Hektaren einen Grossteil des Jahres weiden. So soll die Vielfalt der Lebensräume erhalten und der Verbuschung Einhalt geboten werden.



Tania Araman

Seit einer halben Stunde durchstreifen wir die Moore von Ardon und Chamoson unweit von Sion (VS) und suchen eines der Schottischen Hochlandrinder, die die acht Hektaren Moorfläche während neun oder zehn Monaten im Jahr beweiden. Plötzlich ein Bimmeln, abgegraste, dicke Schilfhalme und ein ockerfarbener Flecken, der zwischen zwei Weidenzweigen zu erahnen ist: Endlich haben wir eines der zotteligen Tiere vor uns. Es tut sich unbeeindruckt an Brombeerblättern gütlich und nimmt von uns keinerlei Notiz. «Gut, dass es hier grast, denn genau das ist eines der Gebiete, die ich gerne weiter öffnen möchte», sagt Marjorie Bonvin, Schutzgebietsverantwortliche bei Pro Natura Wallis.

Jede Art hat ihre Besonderheiten

Über die letzten 15 Jahre haben die Standortgemeinden, der Kanton Wallis und Pro Natura dieses aussergewöhnliche Gebiet in der Rhoneebene renaturiert und so wieder ein Mosaik aus Feuchtgebieten geschaffen. Hier finden sich tiefe Teiche, deren Wasser stets kühl bleibt, dort kleine Tümpel, die sich schneller erwärmen, und im Grosseggengried gibt es Waldflächen, die Schutz und Schatten bieten. «Bei der Renaturierung 2012 ersetzte die extensive Weide-

wirtschaft mit drei Hochlandrindern das Mähen, um die Moore offen zu halten. Leider konnte der erhöhte Viehbestand von Anfang an die rasche Verbuschung nicht im Zaum halten, weshalb mehrere Zonen des Moors verwaldeten.»

Heute weiden fünf Kühe und zwei Kälber auf dem Gelände. «Das perfekte Gleichgewicht haben wir noch nicht gefunden», sagt Bonvin. Sie wird von Biologe Arnold Steiner beraten, einer Koryphäe für extensive Weidewirtschaft im Wallis. «Zu viele Tiere gefährden die Pflanzenvielfalt. Aber selbst jetzt setzt sich eine buschige Vegetationsschicht durch, weshalb wir beschlossen haben, den Tierbestand zu diversifizieren.» Die Hochlandrinder haben deshalb in diesem Jahr Gesellschaft von Ziegen, Schafen und Wollschweinen erhalten. Die Paarhufer rücken vor allem dem Gehölz zu Leibe, während Wollschweine wie keine andere Art den Boden freilegen. «Sie grasen nicht einfach, sie pflügen den Boden auf der Suche nach Wurzeln komplett um. So schaffen sie matschige, offene Flächen, von denen bestimmte seltene Pflanzenarten profitieren, wie das Braune Zyperngras.»

Während des Moorrundgangs zeigt uns Bonvin auch Froschlöffel und Erdbeer-Klee, «der mit Vorliebe vom Vieh zertrampelt



Die Wollschweine fressen, was die Zottelrinder verschmähen.

wird und auf der Roten Liste steht.» Auch Zikaden und Heuschrecken kommen vor: «Diese Insekten sind gute Indikatoren für den biologischen Wert eines Standorts. In regelmässig gemähten Wiesen findet man sie viel weniger als auf extensiv bewirtschafteten Flächen.» Und sie weist auf einen Kuhfladen hin, von dem augenscheinlich zahlreiche Insekten profitieren: «Hier wimmelt es nur so von Leben.»

Das richtige Gleichgewicht finden

Der Einsatz von Nutztieren zur Pflege von Mooren hat zahlreiche Vorteile. Und gibt es auch Nachteile? «Bisweilen wird die Befürchtung geäussert, dass die Bulben, also die Pseudozwiebeln, seltener Pflanzen wie Orchideen von den Tieren zertrampelt werden könnten. In der Nähe von Zäunen oder jungen Bäumen aber wachsen sie dennoch, da sie dort vor den Hufen der Kühe geschützt sind.» Tatsächlich entdecken wir einige Exemplare des Fleischfarbenen Knabenkrauts nur wenige Meter von unserem Hochlandrind entfernt.

Im weiteren Verlauf unseres Spaziergangs begegnen wir noch einem weiteren Zottelrind sowie zehn Wollschweinen. «Wunderbar, sie haben sich über die Rhizome des Breitblättrigen Rohrkolbens hergemacht, die die Rinder eher verschmähen», sagt Marjorie Bonvin. Die Schweine trifft man in der Regel im Winter und im Vorfrühling hier an, ebenso wie Ziegen und Schafe.

«Wir sind immer noch am Herumprübeln. Manche Bereiche werden noch nicht ausreichend abgeweidet, andere hingegen zu

stark.» Das Gelände ist in drei Zonen unterteilt, zwischen denen das Vieh weidet. «Normalerweise gebe ich dem Landwirt Bescheid, wann die Tiere die Zone wechseln sollen. Aber manchmal ergreift er auch selbst die Initiative.»

Einfach und naturnah

Ziegen, Schafe und Schweine werden regelmässig vom Verein Faunus aus dem Oberwallis gemietet, die Hochlandrinder gehören einem Bauern der Region. Da er bis dahin nur Milchkühe und Eringer besass, hat er sie auf Wunsch von Pro Natura Wallis angeschafft. Hätten diese nicht zum Weiden im Moor ausgereicht? «Auch wenn man sie ebenfalls daran gewöhnen könnte, draussen in der Kälte zu bleiben, vertragen die Hochlandrinder die Witterungsbedingungen besser und sind weniger wählerisch, was ihren Speisezettel angeht.»

Es geht auch darum, ein Umdenken herbeizuführen und einfachere, naturnahe Haltungsbedingungen zu akzeptieren, auch wenn die Kühe in der kältesten Zeit des Winters wieder in den Stall gebracht werden. «Man muss nicht unbedingt eingreifen, wenn die Tiere vor dem Tor muhen, denn auf der anderen Seite ist das Gras immer grüner. Im Winter magern sie zwar etwas ab, finden aber immer etwas zu fressen, solange die Fläche gross genug ist.» Zum Schluss weist Bonvin darauf hin, dass die Tiere überwacht, die Zäune regelmässig kontrolliert und bei Bedarf repariert werden.

TANIA ARAMAN, Redaktorin Pro Natura Magazin

«Die Weidetiere sind unsere Landschaftspfleger»

In der Nähe des jährlich von Millionen Menschen besuchten Europaparks Rust in Deutschland gibt es ein spezielles Naturschutzprojekt: die «Wilden Weiden Taubergiessen». Dort leben Weidetiere das ganze Jahr draussen und ernähren sich allein von dem, was sie in Wald und Wiesen finden.

Murphy stupst einen mit Maul und Nüstern an. Das über 30 Jahre alte Haflinger-Pferd ist offensichtlich daran interessiert, wer die «Wilden Weiden Taubergiessen» an der deutsch-französischen Grenze besucht. Es hält sich gerne in der «Schollenhütte» auf, einem rot gestrichenen Unterstand, wo sich einer der Zugänge zum eingezäunten Gebiet befindet. Murphy gehört zu einer Gruppe von Nutztieren, die hier Naturschutzarbeit verrichten. Die Tiere beweiden zum einen 35 Hektaren Offenland, zum anderen stapfen und fressen sie sich durch einen 70 Hektaren grossen Wald und helfen mit, diesen wieder in einen lichten Auenwald zu verwandeln.

Während ein Schwarm bunter Bienenfresser rufend über den Wald fliegt, sagt der hiesige Forstamtsleiter Hans-Georg Pfüller anerkennend: «Die Weidetiere sind unsere Landschaftspfleger.» Er deutet auf ein paar Rinder mit mahagonirotem Fell. Die Tiere haben sich an diesem heissen Nachmittag ans Ufer der Elz begeben, die in den nahen Rhein mündet. Sie sind Teil einer rund 40-köpfigen Herde von Salers-Rindern, bestehend aus Mutterkühen, einem Bullen und dem Nachwuchs. Die genügsamen Salers-Rinder stammen ursprünglich aus der Auvergne in Frankreich. Sie können das ganze Jahr im Freien verbringen.

Auch wenn die Salers-Rinder das ganze Jahr über draussen verbringen: Sie dürfen nicht verwildern. Der Landwirt schaut täglich nach ihnen.



Markus Holmann

Zwischen den Rindern senkt ein graues Konik-Pferd den Kopf zum Wasser. Neben Murphy ist es das einzige Pferd und trägt den Namen Kenny. Etwas tiefer im Wald tummeln sich zudem Burenziegen. Sie werden dort befristet und gezielt eingesetzt, worum Rinder und Pferde einen Bogen machen: Die südafrikanische Ziegenrasse mit den langen Hängeohren wird auch hartnäckigem Brombeerbewuchs Herr.

Bevor vor rund zehn Jahren die Nutztiere in Taubergiessen rund eine Stunde Fahrt von Freiburg im Breisgau entfernt ihren Pflegeeinsatz aufnehmen konnten, gab es einige Hürden zu überwinden. Wie in der Schweiz herrscht auch in Deutschland grundsätzlich ein Weideverbot in Wäldern. Eine Sondergenehmigung war daher notwendig. Zudem zeigten die Rinder zunächst wenig Interesse, den noch dichten Wald aufzusuchen. «Wir mussten ihnen etwas Attraktives bieten», sagt Pfüller: «Wir fällen gezielt Bäume, um lichte Stellen zu schaffen.» Auf diesen wachsen nahrhafte Pflanzen, die die Salers-Rinder in den Wald locken. Nun dringen sie mit ihren bulligen Körpern durchs Unterholz ein, drücken Äste und Bäumchen nieder, verbeissen das Gehölz und fressen Blätter. Dadurch öffnen sie den Wald, schaffen einen sanfteren Übergang ins Offenland und erhöhen die Strukturvielfalt. Das alles kommt der Biodiversität zugute.

Zufütterung nur ausnahmsweise

Während sich die Salers-Rinder und die Pferde das ganze Jahr im Wald aufhalten, ist dies im Offenland aus rechtlichen Gründen nicht überall möglich. Im Fall der geschützten mageren Flachland-Mähwiesen einigte man sich auf einen Kompromiss. Nach der ersten Mahd müssen die Tiere die Wiesen verlassen. Es folgt eine Weideruhe von acht Wochen, in denen die Pflanzen heranreifen, anschliessend dürfen Rinder und Pferde wieder auf die Wiesen und übernehmen die zweite Mahd. «Unser Monitoring zeigt, dass diese Art der Beweidung keinen negativen Einfluss auf die Artenvielfalt hat», sagt Bettina Saier von der Höheren Naturschutzbehörde in Freiburg i. Br.: «Teilweise hat sie sich gar verbessert.»

Wichtig ist, dass die Tiere immer genügend Nahrung finden. Da keine zusätzlichen Nährstoffe in die wilden Weiden eingebracht werden sollen, sind Zufütterungen nur dann vorgesehen, wenn es das Tierwohl notwendig macht. «Selbst in diesem sehr trockenen Sommer mussten wir nicht zufüttern», sagt der Tierhalter und Bauer Tilman Windecker. Es dürfte nur Heu aus dem Projektgebiet selbst verfüttert werden, um zu verhindern, dass Pflanzen und Samen von ausserhalb eingebracht werden.

Windecker schaut jeden Tag nach seinen Tieren. Das sei viel Arbeit im weitläufigen Gebiet: «Doch die Tiere dürfen nicht verwildern», sagt er. Auch wenn die Salers-Rinder von Natur aus sehr friedlich seien, sollen sie die Anwesenheit des Menschen gewohnt bleiben. «Sie müssen lernen, mit mir zusammenzuarbeiten. Wenn ein Tier erkrankt, führe ich die Herde in einen Pferch, wo der Tier-

Pilotprojekte in der Schweiz

Während es im Ausland bereits etliche wilde Weiden gibt, ist dies in der Schweiz noch nicht der Fall. Geht es nach «Wilde Weiden Schweiz» (www.wildeweiden.ch) soll sich das in absehbarer Zeit ändern. Man habe vier «sehr wahrscheinlich umsetzbare Pilotprojektgebiete» in Vorbereitung, sagt Thomas Hertach von der Geschäftsstelle des Vereins. Zwei davon lägen in den Südalpen, eines sei in den östlichen Voralpen und ein weiteres im westlichen Mittelland geplant. Die wilden Weiden würden in verschiedenen Lebensräumen zu liegen kommen. Der Verein hat genau definiert, welche Kriterien erfüllt sein müssen: So muss die Fläche mindestens 25 Hektaren betragen, sie muss ganzjährig von verschiedenen Nutztierarten bestossen werden, die Weidpflege ist auf ein Minimum beschränkt und nur in Ausnahmesituationen darf zugefüttert werden.

arzt seine Untersuchungen durchführen kann.» Genauso wenig wie in den wilden Weiden Dünger oder Pestizide zum Einsatz kommen, so wenig werden die Nutztiere präventiv mit antiparasitären Arzneimitteln behandelt. Denn diese schaden den Käfern und Würmern, die den Dung besiedeln und Wildtieren zur Nahrung dienen.

Zweimal jährlich werden der Herde je rund ein halbes Dutzend Tiere für die Fleischgewinnung entnommen. «Wir achten darauf, dass die Tiere bei der Schlachtung möglichst wenig Stress erfahren», sagt Windecker. Das Fleisch wird unter der Marke «Wilde Weiden Taubergiessen» vermarktet und kommt auch in regionalen Restaurants auf die Karte.

Viel Kritik zu Beginn

Dies trägt zur Bekanntheit der wilden Weiden bei. Und wohl auch zur Akzeptanz. «Zu Beginn wurde das Projekt sehr kritisch beäugt», sagt Revierförsterin Ronja Schneider. Ein eingezäunter Wald mit Nutztieren war fremd und ungewohnt. Dank aktiver Kommunikation hat sich dies in den vergangenen Jahren geändert. Die Bevölkerung sehe sie nun als etwas an, was zu ihrer Heimat gehört, sagt Schneider.

Das soll auch in der nächsten Generation so bleiben. Schneider ist nicht nur Försterin, sondern auch Waldpädagogin. Regelmässig führt sie Schulklassen durch Wald und Wiesen und zeigt ihnen, wie sich die Natur unter dem Einfluss der Weidetiere verändert: «Die Ausflüge gehören schon fast zum regulären Unterricht», sagt Schneider lachend. Und klar: Murphy heisst die Kinder jeweils willkommen.

MARKUS HOFMANN, Redaktor Pro Natura Magazin



«Für diesen Schatz tragen wir eine grosse Verantwortung»

Das Sömmerungsgebiet ist so etwas wie die grösste Weide der Schweiz. Wie können Alpwirtschaft und Naturschutz noch besser unter einen (Sennen-)Hut gebracht werden? Anouk Unternährer kennt Antworten und offene Fragen.



Ökonomin Anouk Unternährer hat sich für Pro Natura mit der Alpwirtschaft befasst.

Pro Natura Magazin: Sie haben als Ökonomin mit Schwerpunkt Umwelt im Rahmen eines Grundlagenberichtes für Pro Natura die Zusammenhänge zwischen Alpwirtschaft und alpiner Biodiversität analysiert. Warum ist das wichtig?

Anouk Unternährer: Das Sömmerungsgebiet ist durch saisonale Beweidung und eine lange Winterpause geprägt. Das Alpgebiet ist die extensivste Zone des Schweizer Landwirtschaftsgebietes mit einer enormen Vielfalt an Lebensräumen. Es ist deshalb ein Hotspot der Biodiversität für die Schweiz, ja sogar weltweit. Für diesen Schatz tragen wir eine grosse Verantwortung.

Was war das Ziel Ihrer Analyse?

Wir wollten wissen, wie Sömmerung und Artenvielfalt zusammenhängen, wie das berühmte «Grasland Schweiz» bewirtschaftet wird, weshalb wir einen Rückgang der Artenvielfalt sehen und wo es mehr Syner-

gien zwischen Naturschutz und Alpsömmerung geben könnte.

Wie sehen die wichtigsten Erkenntnisse aus?

Es gibt zwei grosse Tendenzen im Sömmerungsgebiet: einerseits die Verbuschung und andererseits die lokale Intensivierung von einfach zugänglichen Alpen. In der Politik wird lediglich die Verbuschung diskutiert und es gibt den gesetzlichen Auftrag, sie zu verhindern. Die lokale Intensivierung ist ein schleichender Prozess der letzten 20, 30 Jahre. Stichworte sind Intensivierung der Ganzjahresbetriebe bis in hohe Lagen, die immer höhere Produktivität,

Hochleistungsrassen mit hohen Futteranforderungen, aber auch sinkende Preise für landwirtschaftliche Produkte.

Welche Auswege gibt es dafür? Eine «Abkoppelung» der Alpwirtschaft von den Ganzjahresbetrieben ist nicht möglich.

Nein, damit Tiere im Sommer auf die Alp können, braucht es natürlich auch Winterställe. Es gibt aber eine Tendenz, die Logik der Intensivierung immer mehr ins Berg- und Sömmerungsgebiet zu übertragen. Schwere Fleischerassen oder auf Leistung gezüchtete Milchkühe stehen dann auf Alpweiden und in steilem Gelände, mit dem sie schlecht zurechtkommen. Für sie braucht es Infrastruktur und teilweise sogar Futterzufuhr. So wird die alpine Landschaft mit zusätzlichen Nährstoffen belastet. Diese Entwicklungen sind für die Biodiversität viel bedrohlicher als die Verbuschung.

Sömmerungsgebiet: Was ist das?

Das Sömmerungsgebiet umfasst nach Gesetz die traditionell alpwirtschaftlich genutzte Fläche der Schweiz. Es erstreckt sich über 465 000 Hektaren in den Alpen und im Jura und wird im Sommer während rund vier Monaten als Weideland genutzt. Das Sömmerungsgebiet macht rund einen Drittel der landwirtschaftlich genutzten Flächen der Schweiz aus. 2026 wurden 382 000 Kühe und Rinder und 209 000 Schafe und Ziegen gesömmert. Die Schweiz zählt noch rund 6500 Alpbetriebe, Tendenz sinkend. 85 Prozent der Betriebe sind Rinder- und Kuhalpen.

Bund und Kantone unterstützen die Alpwirtschaft mit jährlich rund 150 Millionen Franken Sömmerungsbeiträgen. Hinzu kommen Beiträge für die Landschaftspflege und für Bau und Modernisierung von Infrastrukturen. 2023 anerkannte die UNESCO die Tradition der Alpsömmerung in der Schweiz als immaterielles Kulturerbe der Menschheit. Übrigens: Auch Pro Natura besitzt einige Alpen.

Traditionelle, robuste Rinderrassen sind besonders geeignet für die naturfreundliche Beweidung im Berggebiet.

Welche Lösungen gibt es dafür?

Die Wertschätzung und das Bewusstsein für die multifunktionale Landwirtschaft muss gestärkt werden. Das Alppersonal hat neben der Käse- und Fleischproduktion auch den Auftrag, die Biodiversität zu fördern, und das nicht nur auf den geschützten, besonders wertvollen Flächen. Multifunktionalität ist immerhin der Verfassungsauftrag für unsere Landwirtschaft!

Da steht und fällt also vieles mit dem Alppersonal.

Das ist so. Erfahrenes Alppersonal ist immer schwieriger zu finden, obwohl es keine Ausbildungsanforderungen bezüglich Ökologie und extensiver Beweidung braucht. Zugleich finden Alpkontrollen vor Ort nur alle acht Jahre statt, jedoch wechselt das Personal viel häufiger. Eine Besserstellung und engmaschigere Begleitung der vielen Neulinge könnten helfen, die multifunktion-

alen Ziele der Landwirtschaft besser zu erreichen.

Wie erreichen wir das konkret?

Traditionelle, extensive Alpwirtschaft ist ein Knochenjob mit ganz viel Handarbeit und Mehrwert für die Natur. Das muss besser honoriert werden! Es gibt eine Reihe von behördlichen und gesetzlichen Hebeln, welche zu mehr Nachhaltigkeit führen können. Daneben braucht es zwingend eine höhere Wertschätzung für Alpprodukte, zum Beispiel über verbesserte Absatzwege und faire Preise.

Das Verhältnis zwischen Naturschutzorganisationen und Alpwirtschaft ist nicht immer spannungsfrei. Wie kann der Dialog gelingen?

Persönlich glaube ich, dass der Schlüssel in einer höheren gegenseitigen Wertschätzung liegt. Seitens Naturschutz in der Anerkennung der enormen Handarbeit, die auf den

Alpen geleistet wird, und in etwas mehr Pragmatismus. Gleichzeitig sollten Äplerinnen und Äpler die ökologischen Erwartungen der Gesellschaft als Chance statt als Pflicht verstehen. So wächst die gegenseitige Akzeptanz.

Der Sommer 2026 hat schonungslos gezeigt, wie stark sich die Klimakrise auf die Alpwirtschaft auswirkt. Was bedeutet das für die Themen, die Sie bearbeitet haben?

Anreize für mehr Produktivität haben keine Zukunft. Sie treiben das ganze System in die falsche Richtung. Zudem schaffen sie mehr Abhängigkeiten. Wenn ich einen Wunsch frei hätte, würde ich Ziegen und robuste Kuhrasen stärker fördern, denn diese können besser mit weniger Wasser und kargen Bedingungen umgehen. Und sie sind zugleich ideale «Landschaftspflegegerinnen».

RICO KESSLER, Redaktor Pro Natura Magazin



13 meckernde Mäuler für ein Schutzgebiet

In der ehemaligen Gipsgrube Kienberg sorgt eine muntere Geissenherde dafür, dass ein vielfältiger Lebensraum erhalten werden kann. Ein Besuch im Kanton Solothurn.

Ohne Benjamin, Leni, Camilo und ihre zehn Kumpel stünden Lena Bühlmann, Franziska Speiser und ich an diesem Septembertag inmitten dichten Buschwerks oder gar im Wald statt auf lichten Wiesen und Weiden. Benjamin, Leni, Camilo und die anderen: Das ist Franziska Speisers Geissenherde. Sie tummelt sich von Mitte April bis Mitte September in der ehemaligen Gipsgrube im solothurnischen Kienberg, einem Pro Natura Schutzgebiet. Bei unserem Besuch knabbern die Tiere aber bereits nicht mehr an Hartriegel und Co. Weil wegen des trockenen Sommers das Futter rar wurde, mussten sie ihr kleines Paradies frühzeitig verlassen.

«Die Tiere machen ihre Arbeit gut»

Seit 2005 weiden hier Geissen, seit fünf Jahren jene von Franziska Speiser. Die Natur dankts: Auf der Trockenweide wachsen seltene Orchideen oder prioritäre Arten wie das Echte Aloemoos, Schmetterlinge und Wildbienen nutzen das vielfältige Blütenangebot. Dies war nicht immer so. Nach Ende des Gipsabbaus wurden die Terrassen mit standortfremden Schwarzföhren bepflanzt, die wertvollen lichten Stellen im Wald schrumpften. Um offene Lebensräume zu fördern, wurden nach dem Erwerb durch Pro Natura 2002 eingewachsene Bereiche aufgelichtet und aufgeforstete Bäume entfernt. Nun verhindern die Geissen, dass sich der Wald

wieder ausbreitet. «Die Tiere machen ihre Arbeit gut», sagt Lena Bühlmann. Sie ist bei Creanatira (einer Tochterfirma von Pro Natura Aargau) für naturnahe und extensive Weiden zuständig.

Beweidung als Schutzgebietspflege habe mehrere Vorteile: «Es ist eine sehr natürliche, langsame Pflege. Die Geissen fressen hier etwas und lassen dort was stehen. Das pflegt das Gebiet kleinstrukturiert und mosaikartig. Die Tiere scharren und bewegen sich, das gibt offene Bodenstellen, alles ist sehr dynamisch.»

Etwas mehr Gelassenheit

Für die Geissen sei die ehemalige Kiesgrube ein idealer Ort, sagt Franziska Speiser und deutet auf die zerklüftete, terrassierte Umgebung. Ihre Tiere – eine «kunterbunte vielfältige Gruppe von Pro-Specie-Rara-Mischlingen» – lieben es, in den steilen Hängen zu toln. Mit der Geissenherde hat sich Speiser einen Lebenstraum verwirklicht. Es versteht sich fast von selbst, dass Benjamin (auf Speisers Website als «der stille Chef» titulierte), Leni («die Diva mit Herz») oder Camilo («der Neugierige») für Speiser keine Nutztiere sind. Ihre Milch und ihr Fleisch werden nicht vermarktet. «Es ist ein Hobby für mich. Die Tiere sollen möglichst artnah das Leben geniessen. Hier können sie das.»

Zugleich verrichten sie wichtige Arbeit. Wenn auch weniger schnell, als der Mensch das mit Mähmaschinen tun würde. Diesbezüglich bräuchte es laut Lena Bühlmann ein Umdenken: «Mit der Beweidung kann die Pflege nicht genau nach Konzept gesteuert werden, was die Gebietsentwicklung sehr spannend macht. Solche Eigendynamiken sind Chancen für die Artenvielfalt. Und ich würde mir wünschen, dass sie mehr zugelassen werden.» Benjamin, Leni, Camilo und Co. kümmert das wohl wenig – sie fühlen sich einfach wohl in ihrem Geissenparadies.

BETTINA EPPER, Co-Chefredaktorin Pro Natura Magazin

Franziska Speiser





Ferdinand, einem Kupferhals-Ziegenbock, hilft seine Grösse: Er gelangt damit an Äste, die für andere in der Ziegenherde unerreichbar bleiben.

zur sache

«Natürliche Dynamik dort, wo sie einen Vorteil bringt»

Drei Fragen an René Amstutz, Abteilungsleiter Biotope und Arten bei Pro Natura



Pro Natura Magazin: Einer der Hauptvorteile von «Wilden Weiden» ist ihre grosse Artenvielfalt. Wie lässt sich das konkret belegen?

René Amstutz : Wilde Weiden sind extensive Weiden, auf denen Nutztiere den Lebensraum mitgestalten und die Natur einen gewissen Freiraum hat. Eine Weide ist aber nicht allein deshalb artenreich, nur weil sie als «wild» bezeichnet wird. Es braucht zuerst eine Bestandesaufnahme vor Ort, dann Kontrollen und schliesslich, wenn möglich, einen Vergleich mit ähnlichen Standorten. Massgebend sind beispielsweise die botanische Zusammensetzung, Schmetterlinge, Wildbienen oder Heuschrecken, aber auch die Strukturvielfalt: abgeweidete oder nicht abgeweidete Vegetation, Büsche, nackter Boden und Dung. Die Ergebnisse hängen vom Standort, den Tieren und der Intensität der Beweidung ab.

Wilde Weiden gibt es in der Schweiz noch keine. Wird Pro Natura sie in naher Zukunft stärker fördern?

Eine extensive Beweidung in Form von wilden Weiden kann sehr viel bringen, eignet sich jedoch nicht überall. Sie ist ein Weidesystem unter vielen und zielt darauf ab, qualitativ hochwertige Flächen für die Biodiversität zu gewinnen und vor allem zu erhalten. Gleichzeitig sollen das Know-how bewahrt und die wirtschaftliche Aktivität aufrechterhalten werden. Infrage kommen Standorte, an denen die Biodiversität klar gefördert und anschliessend in Zusammenarbeit mit den Bäuerinnen und Bauern eine langfristige Betreuung und Pflege gewährleistet werden kann. Priorität liegt dabei weiterhin auf einer traditionellen, extensiven Bewirtschaftung von naturnahen (Wald-)Weidesystemen.

Diese Praxis, insbesondere das Rewilding, wird bisweilen kritisch kommentiert. Wie reagiert Pro Natura auf diese Kritik?

Rewilding bedeutet, dass man die Natur in dafür geeigneten Gebieten stärker sich selbst überlässt, was oft mit dem Vorkommen grösserer Tiere in Verbindung gebracht wird. Die mit dem Rewilding verbundene Wiederansiedlung von Arten hat für Pro Natura jedoch keine Priorität. Die Arten müssen sich unbedingt ohne unser Zutun verbreiten. Wir müssen dafür hochwertige Lebensräume mit Verbindungskorridoren schaffen, die ihrer Fortpflanzung und Vermehrung dienlich sind. Wirksame und nachhaltige Rewildingprojekte erfordern grosse Flächen, ansonsten müssen die Massnahmen künstlich aufrechterhalten werden. In unserem Land, in dem fast jeder Quadratmeter genutzt wird, fehlt es (noch) an grossen Flächen, in denen wir die Natur grundsätzlich sich selbst überlassen. Pro Natura setzt sich dafür ein, dass die natürliche Dynamik dort wirken kann, wo sie einen Vorteil bringt, aber auch für eine gezielte Pflege der Lebensräume, wenn dies für die Biodiversität notwendig ist. Auf jeden Fall verfolgt Pro Natura die Diskussionen rund um das Rewilding und die Erfahrungen mit diesem noch jungen Konzept mit grossem Interesse. rk